

Einleitung

EVA GEULEN UND CLAUDE HAAS

Zeitliche Prozesse können Formen des Ganzen mitunter vor erhebliche Herausforderungen stellen. Das zeigt sich insbesondere dort, wo das Ganze zum Zweck einer bildlichen Veranschaulichung fixiert werden soll. Historisch betrachtet lassen sich in den Beziehungen zwischen Ganzheit und Prozessualität ähnliche Entwicklungen feststellen wie in denen zwischen Ganzheit und Teil. Forderungen nach einer maximalen Integrität des Ganzen, die im Prozess eine Bedrohung oder Gefahr wittern, erweisen sich bei genauerem Hinsehen oft erst als moderne Perspektive. Folgerichtig lehnen sich aktuelle Ganzheitskonzeptionen an frühneuzeitliche philosophische Modelle (neben Leibniz gilt dies v. a. für Spinoza) an, wenn sie auf eine programmatische Versöhnung zwischen Ganzem und Prozess abzielen.

Prozessual gefasste Ganze werden in diesem Kapitel an drei unterschiedlichen Gegenständen durchgespielt: der Philosophie, der Literatur und dem modernen Geschichtsdenken.

Dabei kommen zwei grundverschiedene Vorstellungen von Prozessualität zum Vorschein, die ihrerseits unmittelbar auf die Formung des Ganzen einwirken: einmal eine systematisch und medienpoetisch zugespitzte und einmal eine konsequent historisch perspektivierte und als historisch bedingt begriffene. Zwar operieren auch philosophische und literaturwissenschaftliche Zugriffe auf das Problem nicht im luftleeren geschichtslosen Raum; Kategorien wie die um 1800 sich herausbildende Autonomieästhetik, die spezifische Modernität des Romans oder die Ergebnisse der modernen Physik und Kybernetik erweisen sich als zentral für prozesshaft gedachte Ganzheiten. Zugleich lassen sich solchen Versuchen, das Ganze als Prozess oder den Prozess umgekehrt als Zerreißprobe des Ganzen zu begreifen, aber transhistorische Zielsetzungen oder Interessen ablesen.

Demgegenüber bringen Historiker, die Ganzheitskonstruktionen mit historisch gewachsenen Vorstellungen von Zeit und Geschichte konfrontieren, oft die geschichtliche Bedingtheit der Zeitwahrnehmung – und damit auch die der Prozessualität selbst – in Anschlag; unabhängig davon, ob die ›ganze‹ Geschichte oder die Ganzheit historiographisch avisiert Gegenstände wie der Epoche zur Verhandlung steht. Es ist die alte Doppeldeutigkeit von ›Geschichte‹ als *res gestae* wie als *historia rerum gestarum*, die hier einen doppelten Blick sowohl auf das Ganze als auch auf Prozesslogiken notwendig macht. In einem Punkt allerdings treffen sich die philosophischen, literaturwissenschaftlichen und historischen Untersuchungen: Dass an ihnen auch und vor allem politische Aspekte hängen, steht für die Mehrzahl der hier versammelten Beiträge völlig außer Frage.

SIARHEI BIAREISHYK beschäftigt sich mit Spielarten der Kritik an der platonischen Ideenlehre, die er von der epikureischen Tradition über Spinoza bis hin zu

Deleuze verfolgt. Diese habe ein Denken von prozessualer und »modaler Ganzheit« (»modal whole«) herausgebildet, das gerade auf die Instabilität und die Endlichkeit des Ganzen abhebe. Damit arbeite sie der Vorstellung sowohl einer möglichen Pluralität von Ganzheiten als auch der einer inneren Heterogenität jedes einzelnen Ganzen bis heute überzeugend zu. Im Gegensatz zu einem von vornherein als übersummativ konzipierten Ganzen entfalte diese Tradition Formen des Ganzen, die dynamisch sind und sich prozesshaft konstituieren. Biareishyk versteht das als Chance, Diversität und Disparatheit philosophisch fundieren zu können, ohne die Hoffnung auf Ganzheit(en) preisgeben zu müssen. Lukrez und Spinoza attestiert er auf diese Art und Weise philosophisch wie politisch ein ganz ähnliches Potential wie das, das Latour oder Cuntz in der Leibniz'schen Monadologie sehen.

Diesen Faden greift HANNA HAMEL mit Blick insbesondere auf Latours vieldiskutierte Gaia-Konzeption noch einmal auf. Latours Aufkündigung einer pseudoobjektiven Anschauungsform der Erde als ›Globus‹ und die Favorisierung der Imagination Gaias als »wüstes Gewirr« sei dem Versuch geschuldet, klassische Vermittlungsideen von Innen und Außen oder die Repräsentation des einen durch das andere kategorisch zu verabschieden. An deren Stelle trete »ein Ganzes ohne distinkte Teile, ohne polare, absichtsvolle oder gar harmonische Ordnung«. Übergänge und Kreuzungen etwa von natürlichen und sozialen Ordnungen habe Latour immer schon in ihrer Prozessualität kenntlich gemacht. Es handle sich dabei stets um »zeitlich wie räumlich wirksame wechselseitige Modifikationen einer Vielzahl von Wirkmächten«. Ohne Berücksichtigung dieser Größen lässt sich der Klimawandel in den Augen Latours (wie Hamels) weder bekämpfen noch überhaupt adäquat erkennen.

ASTRID DEUBER-MANKOWSKY geht historisch einen Schritt zurück und wirft einen Blick auf Alfred N. Whitehead und sein 1929 erschienenes Hauptwerk *Prozess und Realität. Entwürfe einer Kosmologie*. Zur Ausformulierung seines denkbar umfassenden Ziels einer »vollständigen« Kosmologie rekurriere Whitehead auf eine »systematische Philosophie des Prozesses«. Whitehead sei davon überzeugt, dass die philosophische Erkenntnis sich den Ergebnissen der Relativitätstheorie und der Quantentheorie zu stellen habe und zugleich versuchen müsse, sich gegen deren Absolutheitsansprüche zu behaupten. Während die Quantentheorie gezeigt habe, dass sich kleinste Teilchen diskontinuierlich zueinander verhalten, beharre Whitehead auf der Möglichkeit, ein Ganzes zu denken und am »Prinzip der Kontinuität« energisch festzuhalten. Sein Bemühen ziele darauf ab, das berühmte, auch von Leibniz systematisch aufgegriffene Diktum »natura non facit saltus« wieder in sein Recht zu setzen. Die Spannung zwischen Kontinuität und Atomizität begreife Whitehead konsequent als »Komplementarität«, ein entscheidendes Relais hierfür stelle seine Entdeckung der »realen Potentialität« dar. Anders als man vielleicht zunächst annehmen könnte, steht Whiteheads Interesse an Leibniz damit nicht in fundamentalem Widerspruch zu dem Latours, umso weniger als eine Zäsur zwischen Natur und Sozialem oder eine Einschränkung von Subjektivität auf den Menschen schon für Whitehead keine Verbindlichkeit mehr besaß.

ANDREA POLASCHEGG untersucht aus medienpoetischer Sicht die Friktionen zwischen dem Text und den philosophischen oder literarischen Ganzheitspostulaten,

die an dessen Stoffe, Gegenstände oder gar Gattungszuschreibungen herangetragen werden. Den Text begreift Polaschegg als »transitorisches Medium«, »das vorne beginnt und hinten endet« und das jede Bemühung unterläuft, »eine organische Einheit wechselseitiger Teil-Ganzes-Beziehungen oder eine statische Einheit aus übereinandergeschichteten Teilen zur Darstellung zu bringen«. Dieser Einsicht hätten sich mit letzter Konsequenz allerdings bislang weder poetologische noch literaturwissenschaftliche Denktraditionen gestellt. Seit der Autonomieästhetik lasse sich ganz im Gegenteil eine Fülle an Versuchen beobachten, die fundamentale ›Sukzessivität‹ von Texten metaphorisch über konzeptionelle ›Simultaneisierungen‹ stillzustellen. In diesem Umfeld nimmt Polaschegg insbesondere die oft als Ganzheitsgarant dienende Metaphorik der Architektur in den Blick, die sie bis in das bekannte, den ›Aufbau‹ dramatischer Texte visualisierende Pyramidenmodell Gustav Freytags hinein verfolgt.

Ein strukturell vergleichbares Gedankenspiel führt KARIN KUKKONEN auf der Ebene moderner literarischer Plots durch. Dabei nimmt sie nicht den Text als Medium ins Visier, sondern die Form des Romans, dem sie ein hohes Bewusstsein für die eigene »Unabgeschlossenheit« attestiert. Der von Georg Lukács auf die Moderne gemünzten Formel der »transzendentalen Obdachlosigkeit« trage der Roman dadurch Rechnung, dass seine Teile »nie den Eindruck eines geschlossenen Ganzen« zu erwecken versuchen. Kukkonen legt dies am Beispiel der narrativen Darstellung moderner »Protokolle« offen, die sie als Mechanismen zur Ordnung jeweiliger Lebenswelten begreift. Moderne Romane kündigten in der Regel eine »organische Logik der Lebensgeschichte« auf und verschrieben sich buchstäblich einer »sozialen, prozessualen Logik des Protokolls«. Solche Protokolle könnten von Zügen und Fahr- oder Bauplänen über das Schlangestehen bis hin zur Organtransplantation reichen. Die literarische Umformung der Prozesslogik moderner Protokolle analysiert Kukkonen vornehmlich bei Zola, Sorokin und Maylis de Kerangal.

BARBARA PICHT beschäftigt sich mit Ganzheitsvorstellungen, die dem Begriff der Epoche im modernen Geschichtsdenken zugrunde liegen. Ganzheit wie Einheitlichkeit betrachtet Picht dabei insofern als maßgeblich, als die Epoche einerseits über ausschließlich sie selbst charakterisierende Merkmale definiert werden solle, dabei andererseits aber auch solche Züge herauspräpariert werden müssten, die eine bestimmte Epoche mit anderen verbinde. Die Behauptung der Ganzheit einer Epoche sei in der Regel mit politischen Absichten verbunden. Zum Problem für die Integrität der Neuzeit als Epoche wird die für das moderne Geschichtsbewusstsein konstitutive Vorstellung einer ›offenen Zukunft‹. Das schreibe dem Selbstverständnis der Neuzeit eine grundlegende Paradoxie ein. Die Neuzeit kenne zwar einen Anfang, könne aber in einer offenen Zukunft an kein Ende kommen und deshalb auch keine – ganze – Epoche sein. Diese Schwierigkeit erweist sich Picht zufolge jedoch als Glücksfall, denn die für das Ganze der Epoche prekäre Prozessualität habe eine »historiographisch produktive Dauerunruhe« ausgelöst.

Mit Blick auf die neuere historiographische Entwicklung plädiert MARIAN FÜSSEL ebenfalls für eine prozessuale Betrachtung des Ganzen. Nur dies erlaube die Auf-

sprengung des Gegensatzes zwischen einer Mikro- und einer Makroebene von Geschichte. Angesichts der Komplexität und der wechselseitigen Durchdringung historischen Geschehens – als Beispiele nennt Füssel Handel und Krieg – sei dieser Gegensatz nicht adäquat. Zu diesem Fazit gelangt Füssel, nachdem er prominente Ganzheitsvorstellungen unterschiedlicher Schulen der Geschichtsschreibung vom Historismus über die *histoire totale* und die Sozial- bis hin zur Mikro- und Globalgeschichte vorgestellt hat. Historische Ganzheitsvorstellungen, die auf einer Vermittlung von Allgemeinem und Besonderem beruhten oder die dem Prinzip der Repräsentation verpflichtet blieben, muteten heute genauso unbefriedigend an wie solche, die undifferenziert »Fragmentierung, Dezentrierung und Pluralisierung« feierten. Die Kritik an herkömmlichen Ganzheitsvorstellungen der Historiographie ist für Füssel demnach nicht Anlass, das Ganze zu verabschieden, sondern, es zu rekonzeptualisieren. Dass auch Füssel mit dem Fokus auf den ›Prozess‹ jenes Phänomen als Chance für das Ganze begreift, das vormalig oft als dessen Bedrohung identifiziert wurde, zeigt das Ausmaß der Umbrüche, in denen die Formen des Ganzen sich derzeit in praktisch allen geisteswissenschaftlichen Disziplinen offenbar befinden.

Ob die Literatur vielleicht immer schon von prozessualen Ganzheiten fasziniert war und die aktuelle *Literaturwissenschaft* dafür überhaupt erst (wieder) die nötige Sensibilität entwickeln musste, ist schwer zu entscheiden. Marian Füssel macht darauf aufmerksam, dass Arthur C. Danto in den 1970er Jahren den Ganzheitsfuror der Geschichtsphilosophie noch mit den (angeblichen) Ganzheitsansprüchen des Romans verglichen hatte, indem er auf die Annahme einer ungewollten Parallele zwischen geschichtlichem und künstlerischem Ganzen hinwies. Viele Historiker läsen die Geschichte wie einen Roman, dessen Handlung ihnen zur Gänze vertraut sei. Heute dürften es andere Formen des Ganzen sein, die die Attraktivität des Romans für eine geisteswissenschaftliche Hervorbringung oder Torpedierung von Erkenntnis bewirken.